



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sontag, Ernst: Prag : zum Hundertjahrestage von Scharnhorsts Tod

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Prag

Zum Hundertjahrestage von Scharnhorsts Tod

Von Dr. Ernst Sontag in Berlin

„Arge Stadt, wo Helden kranken,
 Heil'ge von den Brücken sanken,
 Reißet alle Blüten ab,
 Nennen dich mit leisen Schauern, —
 Heil'ge Stadt nach deinen Mauern
 Zieht uns manches teure Grab.“



Es waren wirklich die preußischen Heldengräber, welche mich dieses Mal nach Prag gezogen hatten. Denn dieser blutgetränkte Boden von Prag, welcher wie kaum der einer zweiten Stadt gedrängte Geschichte der Jahrhunderte redet, der hat auch preußische Krieger als Freunde und Feinde, als Siegende und Sterbende dreimal in und vor seinen Mauern gesehen.

Zwei Wegstunden von Prag, hinter dem letzten Ende der Vorstadt Bizkow, liegen die Preußengräber.

Hier ist im Sturmloch vor der Front seiner Grenadiere der greise Feldmarschall Graf von Schwerin gefallen.

„Vier Kugeln, erzgegossen,
 Sie haben ihn zersezt,
 Die Fahne, die zerflossen,
 Sein Wapentuch ist sie sezt.“

Die Leiche nahmen seine Krieger mit in die Heimat, aber ein in die Erde gerammter Pfahl bezeichnete die Stelle, wo er den Heldentod erlitten. Im Jahre 1823 wurde der Pfahl durch eine Gedenktafel ersetzt. 1839 erbat sich der preußische Hof vom Kaiser Franz den Ersten die Ermächtigung, ein Denkmal
 Grenzboten III 1913

zu setzen. Österreichische Pioniere warfen einen Malhügel auf, von welchem seitdem eine Sandsteinpyramide in das Land hinausragt, das Reliefbild des Grafen auf der einen Seite, auf der anderen die Inschrift tragend: „Hier fiel und starb am 6. Mai 1757 als Held Kurt Christoph Graf von Schwerin, Kgl. Preuß. General-Feldmarschall, geboren im Jahre 1684.“ Von einer undurchdringlichen Hecke und einem Wassergraben davor umgeben, wirkt dieses Denkmal, dessen Grund und Boden vom preußischen Hofe gekauft worden ist, wie eine kleine Festung mitten im fremden Lande. Seit 1904 hat das einsame Grabmal eine seiner würdige Umgebung gefunden. Alle die Preußen, die 1813 und 1866 in der Nähe von Prag gefallen oder in der Stadt ihren Wunden erlegen waren und auf den verschiedenen Militärfriedhöfen ruhten, sie alle hat man bei Auflassung dieser Friedhöfe hier heraus gebettet, rund herum um das Grab des Generalfeldmarschalls. Hier ruht einer der sechs Brüder von Mödern, die 1813 ins Feld zogen, hier liegt ein Freiwilliger Jäger von Ratte, ein Generalmajor von Lengsfeld, und zahlreiche weitere Offiziere und Mannschaften preußischer Regimenter von 1813, preußischer und sächsischer von 1866.

Nur einer fehlt in dieser edlen Todesversammlung, der beste, welchen Preußen auf böhmischer Erde verloren hat, der Generalleutnant David Gerhard von Scharnhorst.

So bin ich denn in die Stadt gepilgert, um wenigstens sein Sterbehäus zu finden.

Aber das alte Prag, diese Stadt der Gotik und des Barocks, läßt einen nicht die Preußenstimmung festhalten. Die Kleinsite nimmt mich auf, die mit ihren goldenen Domen und den Quadermauern ihrer Paläste stolzer ist als Genua und malerischer als Venedig:

„Alte Häuser, steilgegiebelt,
Hohe Türme voll Gebimmel, —
In die engen Höfe liebelt
Nur ein winzig Stückchen Himmel.

Und auf jedem Treppenfloße
Müde lächelnd — Amoretten;
Hoch am Dache um barocke
Basen rieseln Rosenketten.

Spinnverwoben ist die Pforte
Dort. Verstoßen ließt die Sonne
Die geheimnisvollen Worte
Unter einer Steinmadonne.“*)

*) Dieses Gedicht ist einer Sammlung von Jugendgedichten Rainer Maria Rilkes entnommen, die er unter dem Namen „Larenopfer“ herausgegeben hat. Leider ist dieses recht interessante Bändchen, welches ex ungue leonem schon erkennen läßt, nicht im Buchhandel zu haben. Mir hat die Mutter des Dichters, Frau Bha Rilke in Prag, gütigst ihr Exemplär überlassen.

Trugig und herrschgewaltig steht das Schloß Wallensteins da mit breit ausladender Rampe. Noch heute wird hinter seinen Mauern gekämpft; denn hier tagt der böhmische Landtag. Hinauf führt der Weg durch die Gangsteige mit den schlechten Pflastersteinen zum Gradschin, der alten Königsburg, von der so zahllose Herrscherträume hinaus ins Land flogen seit den Zeiten der sagenhaften Libussa, des Ritters Dalibor, König Ottokars des Przemysliden und Georg Podiebrads. Noch steht jene alte Landtagskanzlei mit der schlichten Einrichtung des Jahres 1618, und aus den Fenstern blickt man hinaus über blühende Wipfel und hinab in den Wallgraben. Es sind dieselben Fenster, aus denen am 23. Mai 1618 der protestantische Adel Böhmens die Kaiserlichen Statthalter Slavata und Martiniz herauswarf, und ihren Geheimschreiber Fabricius hinterhergeschickte. Es war ein gewaltiger Wurf der Weltgeschichte, der mit diesen drei Personen aus dem Fenster flog! Dreispaltig sind diese Fenster, durch zwei steinerne Pfeiler geteilt. Welche Mühe mag es gekostet haben, die gewiß stattlichen und sich sträubenden Herren durch diese engen Öffnungen hinauszuschieben. Wie mag sich Martiniz an dem einen dieser Fensterkreuze festgehalten haben, bis ihm der eiserne Degentnauf Mathias von Thurns die Knöchel zerschlug, daß er loslassen mußte.

Beginn und Schluß des dreißigjährigen Schicksals liegen in Prag dicht beieinander. Von der Kleinseite führt über die Moldau die alte ehrwürdige Karlsbrücke. Drei eiserne Sterne bezeichnen die Stelle noch, da König Wenzeslaus den seiner Priesterpflicht getreuen Jan von Pomul in die Moldau werfen ließ. Aber kampffroheres Bild zeigt mir diese Brücke. Ein Frühmorgen des Jahres 1648 dämmert über Prag. Noch liegt die Stadt in Schlummers Armen, da tönt der Schreckensruf durch die Gassen: „die Schweden sind in der Kleinseite!“ Schon bringen ihre gelben Roller durch jene enge Pforte, die noch heute die Karlsbrücke nach der Kleinseite zu beschließt. Schon sind sie auf der Brücke, noch 100 Meter trennen sie von der Altstadt. Bald ist die Hauptstadt Böhmens in den Händen des gefürchteten Feindes; da kommt es mit fliegendem Haar und offenen Wämfern durch das Tor der Altstadt die Brücke entlang; die langen Raufdegen voraus, werfen sie sich in die Hellebarben der Schweden. „Das sind die Herren Studenten, zum Tor hinaus es geht!“ Es ist die akademische Jugend der alten Karls-Universität, die an jenem Sommermorgen des Jahres 1648 die Altstadt vor dem Grafen Königsmark gerettet hat. Kurz darauf läuten die Friedensglocken von Münster und Osnabrück.

Aber wo finde ich das Sterbehauß Scharnhorsts? Durch die winkligen Gassen der Altstadt führt mich der Weg. Trüb und regnerisch hat sich der Abend gesenkt. Da trete ich heraus auf den Markt an der Teynkirche. Hier haben sie einst nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berge der Blüte des protestantischen Adels das Haupt vor die Füße gelegt, weil er die Privilegien der Stände Böhmens und die evangelische Freiheit verteidigt hatte. Noch stehen die Häuser, vor allem Kinskys Palast, um jenen Platz wie 1621, noch

ragen die spitzen Türme der Leynkirche gen Himmel und steh da, in der Mitte des Platzes — ist es eine Vision — da schallen aus Nebeln und Regenschauern dumpfe Schläge gegen Holzbretter, da zimmern sie ein Gerüst. Ja bin ich denn 300 Jahre zurückversetzt? Zimmern sie dort das Schaffot für die Bestegten vom weißen Berge? Gespensterpfuf dämmernden Abends, dahindämmernder Altstadt. (Sie bauen natürlich irgendein gleichgültiges Reparaturgerüst.)

Aber nun weiter auf die Suche nach jenem Hause, um dessentwillen ich vor allem hergekommen, nach dem Sterbehause Scharnhorsts.

Kein Bäderer zeigt es an, kein Fremdenführer weiß es, selbst die Vorstandsmitglieder des „Deutschen Hauses“ am Graben, jener vom Tschechenpöbel so oft umtobten Hochburg des Deutschtums in Prag, können mir keinen Anhalt geben. Es starben so viele hohe Offiziere im Sommer des Jahres 1813; da war keine Muße, sich die Sterbehäuser zu merken.

So ist in diesem Prag, welches die zwei, drei ja fünf Jahrhunderte zurückliegenden Geschehnisse so treulich in Schlössern und Brücken, in Häusern und Denktafeln bewahrt, kein Gedenken dafür zurückgeblieben, wo der genialste und liebenswerteste der Helden von 1813 seine letzten qualvollen Tage verbracht hat. Sicher steht das Haus, das ihn damals beherbergt hat, noch heut, mit altem Giebelbache und morschen Holztreppe, aber wir können sie nicht hinaufsteigen, wir können nicht das Zimmer betreten, in dem er jene rührenden letzten Briefe an seine Tochter, die Gräfin Dohna, die Vertraute seines beruflichen Schaffens, schrieb:

„Liebe Zulchen, ich liege seit vierzehn Tagen hier unter den Händen der Ärzte; einmal haben sie mich geschnitten, heute geschieht es zum zweiten Male, dann sey aber auch alles ins Reine. Wir wollen hoffen; auch ich habe Vertrauen. Deine Charpien usw. habe ich hier erhalten und sind mir sehr recht gekommen. Dein Dich innigst liebender Vater

Scharnhorst.

Prag, den 14. Juni 1813.

Meine Verpflegung, Logie und Aufwartung, Greulich, der treue Friedrich sehr gut.“

Zuversichtlich schreibt er noch am 18. Juni:

„Prag, den 18. Juni.

Meine einzige Tochter, es scheint mit meiner Herstellung langsam zu gehen, doch bezweifle ich dieselbe nicht. Ich hoffe mit den ersten Streitern beim Wiederausbruch des Krieges seyn zu können und werde dazu alle Mittel anwenden. Allen meine Innigkeit der Donaschen hohen edlen Familie.

Dein zärtlichster Vater

Scharnhorst.“

Als aber Grolmann an sein Krankenlager eilte, um ihm die frohe Nachricht zu bringen, daß man sich mit Oesterreich über den künftigen Feldzugsplan

verständlich habe, da umflorte sich sein Auge bereits, und er war nicht mehr fähig, diese Botschaft, die ihn mit unendlichem Glücke erfüllt hätte, zu vernehmen. Bald darauf, am 28. Juni vor hundert Jahren, stand dies Herz still, das wie wenige für Preußens Freiheit und Größe geschlagen.

„Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner;
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Rippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.“



Das Symbol in der Kunst

Von Dr. W. Warstat in Altona-Ottensen



Im modernen Geistesleben hat der Trieb zum Symbol, das Bedürfnis nach dem anschaulichen Ausdruck, der sinnlich-greifbaren, „symbolischen“ Gestaltung des Überfönnlichen auf mancherlei Gebieten eine Neubelebung erfahren. Unsere empirischen Erkenntnismethoden fangen an, uns nicht mehr genügend Befriedigung zu gewähren, wir fühlen immer stärker, daß es auch für das moderne, naturwissenschaftlich geschulte Erkenntnisvermögen noch etwas Letztes, Unfaßbares gibt, daß auch für unsere hochentwickelte Sprache, für das fein ausgearbeitete System unserer Begriffe noch Unfaßbares, jenseits aller Begriffe Liegendes existiert, das nur gefühlsmäßig, intuitiv erfaßt und auf symbolischem Wege der Erkenntnis nahe gebracht werden, anschaulich dargestellt werden kann.

Allerdings darf man auf dem Gebiete der Religion und der Wissenschaft, im besonderen der Philosophie, gerade nur erst von dem neuen Erwachen dieses Triebes zum Symbol, zum intuitiv Erfakten und anschaulich Dargestellten reden*). Dagegen macht er sich mit größerer Deutlichkeit schon in der modernen Kunst bemerkbar. Der symbolische Zug in manchen Kunststrichtungen, sei es die Literatur, die Musik, die bildende Kunst, ist so stark, daß es keine zu gewagte Behauptung ist, wenn man sagt, die Kunst ahne schon ihre neue Aufgabe, mitzuhelfen, ja zu führen bei der symbolischen Erfassung und Gestaltung unseres Lebens, seines erweiterten Erkenntnisgehaltes nicht nur, sondern auch seines größeren Reichturns an gefühlsmäßiger, triebhafter und willenserregter Erfahrung.

*) Man vgl. meinen Aufsatz: „Das Symbol im Kulturleben“, Grenzboten 1913 Heft 1, an den ich hier anknüpfe.